

Die Reichen unter Verdacht

Wie schätzt sich die Geld-Elite in Deutschland selbst ein? Wie beurteilt die deutsche Gesellschaft ihre Reichen und Superreichen? Der Reichtumsforscher Rainer Zitelmann, selbst hochvermögend, liefert interessante Einblicke.

Eine Befragung von **Wolfgang Kaden** mit Lichtbildern von **Dennis König**

BILANZ Herr Zitelmann, Sie haben zwei dicke Bücher über Reiche geschrieben. Was fasziniert Sie an den Reichen?

RAINER ZITELMANN Ich bin ja selbst als Unternehmer und Investor in wenigen Jahren reich geworden. Ich weiß also, wie es geht, wollte aber wissen, was die Wissenschaft dazu sagen kann. Da habe ich gemerkt, dass sich in der Wissenschaft kaum einer damit beschäftigt hat, wie man reich wird.

Wie viel Vermögen muss einer haben, um für Sie als reich zu gelten?

Ich habe für meine Dissertation zehn Millionen Euro als Untergrenze ge-

nommen. Jemand, der eine Million hat, ist für mich nicht reich. Selbst wenn es ihm gelingt, nach Steuern drei Prozent Zinsen zu kassieren, dann verfügt er, bei Erhalt des Nominalvermögens, umgerechnet im Monat über 2.500 Euro. Wenn einer zehn Millionen hat, kommt er auf 25.000 im Monat zum Ausgeben. Der kann damit leben, wie man sich ein Leben im Reichtum vorstellt. Deswegen diese Untergrenze.

Empfinden sich die Reichen selbst als reich? „Reich bin ich nur auf dem Papier“, hat mir Heinz Dürr vergangenes Jahr im BILANZ-Interview gesagt. ▶





Logisch Wer nur eine Million besitzt, ist nicht reich. Zitelmann daheim im Treppenhaus.

Es gibt keinen, der sich selbst als reich bezeichnet. Das hat offenbar eine so negative Konnotation, dass jeder sagt, er sei nicht reich. Einer meiner Interviewpartner, er lebt in der Schweiz und ihm gehören einige Milliarden, sagte mir, er sei gar nicht so reich. Er stünde schließlich auf der Liste der tausend Reichsten in der Welt nur auf einem Mittelplatz. Einer wie Warren Buffett sei da doch ein ganz anderes Kaliber.

Warum machen die Reichen sich ärmer?

Jeder vergleicht sich nach oben, mit noch Reicherem.

Der Geldadel in Deutschland versteckt sein Geld am liebsten. Anders als die US-Amerikaner oder die Russen. Wie ist dieses Verhalten zu erklären?

Der Neid ist in Deutschland verbreiteter als in anderen Ländern, was empirisch belegbar ist. Reichtum erfährt hierzulande wenig Anerkennung. Und da versteckt man ihn lieber, als sich mit einer solchen negativen Emotion auseinandersetzen.

Es gibt ererbten Reichtum, selbst gemachten Reichtum und Geerbtetes, das einer stark vermehrt hat. Lassen Sie uns jetzt über die selbst gemachten Reichen sprechen, etwa die SAP-Gründer oder den Drogerie-König Roßmann. Gibt es da Gemeinsamkeiten, was die Herkunft anbelangt?

Meine Studie ist ja keine repräsentative, sondern eine qualitative. Deswegen antworte ich mit Vorbehalt. Bei denen, mit denen ich gesprochen habe, war auffällig: Aus reichen Familien kamen die wenigsten, aus Arbeiterfamilien auch nur zwei. Die meisten stammten aus Mittelschichtfamilien. Allerdings hatten die meisten Eltern, die selbstständig waren. In der Gesellschaft insgesamt sind Selbstständige dagegen nur mit sechs Prozent vertreten.

Das Elternhaus hat entsprechend geprägt.

Ja, in Richtung Unternehmertum, denn nur dort kann man das viele Geld verdienen.

Welche Rolle spielt die Bildung?

Keine besondere. Es waren bei den 45, die ich befragte, alle möglichen Bildungswege dabei. Hauptschulabschluss, Realschule, auch einige Promovierte. Dirk Roßmann, den ich nicht interviewte, hat nur einen Hauptschulabschluss. Theo Müller von Müller-Milch, mit dem ich gesprochen habe und der das später öffentlich gemacht hat, besitzt einen Realschulabschluss. Diejenigen im Übrigen, die an der Uni zu den Spitzenleistern gehörten, waren nicht unter den Superreichen meiner reichen Gesprächspartner.

Tröstlich für alle, die in der Schule ihre Schwierigkeiten haben.

Ich unterscheide zwischen implizitem und explizitem Lernen. Implizit meint *Learning-by-doing*; explizit heißt akademisches Lernen, aus Büchern erworbenes Wissen. Ein Großteil der Interviewten hat früh schon, in der Jugend, verkäuferische, unternehmerische Erfahrungen gemacht. Was die dabei gelernt haben, war letztendlich entscheidend für den späteren Lebensweg. Nicht das schulische oder akademische Wissen.

Hat Sport eine Rolle gespielt?

Und ob. Die Hälfte waren in der Jugend Leistungssportler.

Die haben beim Sport gelernt, im Wettbewerb zu bestehen.

Vor allem haben sie dort auch Frustrationstoleranz erworben – soll heißen: dass einer nicht gleich aufgibt, wenn es mal nicht so gut läuft. Das ist das, was viele Intellektuelle nicht kapieren, die ihre Art des Lernens verabsolutieren. Am Ende kommt es nicht auf das Buch-

wissen an, sondern auf das Erfahrungswissen. Die Intellektuellen gucken auf den herab, der nicht so viele Bücher gelesen hat. Sie verstehen nicht, warum der das schönere Haus hat, das dickere Auto und die attraktivere Frau. Für sie steht die Welt damit auf dem Kopf, und daher kommt das Ressentiment der Intellektuellen gegen die Reichen.

Fanden Sie unter den *Selfmade*-Reichen noch andere gemeinsame Charaktereigenschaften?

Zwei Wesentliche. Das eine ist die Freude daran, gegen den Strom zu schwimmen. Das andere ist die Fähigkeit, nach Niederlagen wieder aufzustehen und weiterzumachen. Und vor allem die Verantwortung für Niederlagen nicht in äußeren Umständen oder bei anderen Menschen zu suchen, sondern bei sich selbst.

Viele, die reich werden wollten, sind gescheitert, obwohl sie womöglich genauso qualifiziert waren wie die Gewinner. Geht es am Ende nicht auch um Glück, um Zufall?

Natürlich spielt Glück auch eine gewisse Rolle. Aber ich glaube, dass Glück und Pech sich im Laufe eines Lebens ausmenden. Es gibt kaum Menschen, die nur Glück oder nur Pech haben. Es kommt nicht vor, dass einer nur durch Glück reich wird, es sei denn, er gewinnt im Lotto – und dann verliert er es oft wieder. Es gibt gewiss den glücklichen Zufall. Aber um den zu nutzen, muss man erstens die Chance überhaupt erkennen und zweitens dann auch handeln.

Sprechen die Reichen davon, dass sie Glück gehabt haben?

Fast jeder Reiche sagt das, wenn Sie ihn interviewen. Der Soziologe Helmut Schoeck hat das in seinem Buch über Neid ganz gut erklärt: Wer von Glück redet, der wehrt Neid ab. Wenn ein Reicher einem weniger Betuchten seinen Reichtum damit begründet, dass er klüger,

Der Doppeldoktor Rainer Zitelmann (62)

hat, neben vielen anderen Büchern, zwei Studien* veröffentlicht, die beide mit aufwendigen Umfragen erarbeitet wurden: eine über die Selbsteinschätzung der hochvermögenden Oberschicht und eine darüber, was die Menschen in Deutschland und anderen Ländern über ihre reichen Mitbürger denken. Rainer Zitelmann lebt in Berlin unweit des Ku'damms, er hat ein buntes Leben geführt: Geschichte studiert und mit einer Arbeit über Hitler promoviert. Er arbeitete als Verlagslektor und anschließend als Journalist. Angeregt durch seine journalistische Beschäftigung mit Immobilien, gründete er eine PR-Agentur, die sich auf den Immobilienmarkt spezialisierte. Durch den Verkauf der Firma 2016 und geglückte Investitionen in Wohnhäuser wurde er selbst zum vermögenden Mann – und schrieb eine zweite Doktorarbeit, die sich mit der „Psychologie der Superreichen“ befasst.

* „Psychologie der Superreichen – Das verborgene Wissen der Vermögenselite“, Finanzbuch Verlag 2017, 35 Euro. „Die Gesellschaft und ihre Reichen – Vorurteile über eine beneidete Minderheit“, Finanzbuch Verlag 2019, 35 Euro.



Bildung spielt keine Rolle Theo Müller ist Real-, Dirk Roßmann nur Hauptschüler.

kreativer oder cleverer ist, dann wirkt das unsympathisch und arrogant. Wenn er aber einfach die Schultern zuckt und meint, er habe halt Glück gehabt, dann nimmt ihm das keiner übel.

Was treibt die Reichen, ihr Vermögen immer weiter zu mehren?

Für viele ist es der Beleg, dass sie recht haben, dass sie den anderen etwas voraus haben. Viele haben einfach Freude daran, ihre Firma weiter erfolgreich zu führen, unabhängig vom Vermögensstand. Es ist ja nicht so, dass die meisten sich die schlichte Geldvermehrung zum Ziel gesetzt haben. Die Leute gibt's, aber es gibt auch andere, für die der Reichtum eher ein Nebenprodukt von unternehmerischem Erfolg ist.

Haben Reiche das Gefühl, dass sie der Gesellschaft etwas schulden?

Leider haben das viele ...

... leider?

Ja, leider. Weil ihnen selbst gar nicht bewusst ist, was sie der Gesellschaft bereits

durch ihr Unternehmertum gegeben haben. „Etwas schulden“, wie Sie sagen – das klingt so, als hätten sie der Gesellschaft etwas weggenommen. Deshalb mag ich auch nicht die Formulierung von Spendern, sie wollten „der Gesellschaft etwas zurückgeben“. Wodurch ist denn ein Bill Gates reich geworden? Weil er der Gesellschaft etwas gestohlen hat? Nein, weil er mit Microsoft seinen Mitmenschen eine großartige Innovation geliefert hat.

Nicht wenige reiche Deutsche haben Stiftungen gegründet. Allerdings: In den USA sind es im Verhältnis zehnmal so viele. Warum wird hier nicht mehr Geld gespendet?

Wir leben hier in einem Land, in dem den Menschen durch das Steuersystem schon viel weggenommen wird, nicht zuletzt, um einen aufwendigen Sozialstaat zu unterhalten. Da ist die Neigung, etwas zu spenden, geringer als in einem Land wie den USA, das weniger wohlfahrtsstaatlich ausgerichtet ist.

Wechseln wir jetzt mal die Blickrichtung: Wie beurteilen die Deutschen ihre reichen und superreichen Mitbürger?

Das war eines der interessantesten Ergebnisse meiner Studie. In der Gesamtbevölkerung versahen rund 60 Prozent die reichen Mitbürger mit negativen Eigenschaften wie Egoismus oder Materialismus. Jeder Zweite hält Reiche für rücksichtslos und gierig. Bei denjenigen jedoch, die mindestens einen Millionär persönlich kannten, fiel das Urteil ungleich besser aus. Da sagten 70 Prozent, Reiche seien fleißig und intelligent; 58 Prozent nannten sie kreativ. Ein im Übrigen bekanntes Phänomen: Die Menschen belegen Gruppen, mit denen sie gar keine Berührung haben, gern mit negativen Stereotypen.

Wie werden die Reichen im internationalen Vergleich gesehen?

Da gibt es große Unterschiede. Wir haben einen sogenannten Sozialneid-Koeffizienten berechnet, indem wir die Zahl der Neider und der Nicht- ▶



Ein bisschen Selbstverliebtheit gehört einfach dazu Wer in Deutschland zu Geld gekommen sei, mache sich sofort verdächtig. Rainer Zitelmann, Ex-Kommunist und Körperbilder: Das Sündenbock-Denken hat in Europa eine dunkle Tradition.

neider in Relation gesetzt haben. Bei 1 ist die Zahl der Neider und Nichtneider gleich groß. In Frankreich lag der Koeffizient bei 1,26, also deutlich mehr Neider als Nichtneider. In Deutschland kamen wir auf 0,97, also etwa ausgeglichen. Am geringsten ist der Neid erwartungsgemäß in den USA ausgeprägt, mit 0,42, und, noch geringer, in Großbritannien mit 0,37.

Sie haben in Ihrer Umfrage folgende Behauptung bewerten lassen: „Die Reichen sind schuld an vielen Krisen in der Welt, zum Beispiel an Finanzkrisen und humanitären Krisen.“ Der Behauptung stimmten in Deutschland 50 Prozent der Befragten zu, in den USA gerade mal 25 und in Großbritannien 21 Prozent. Haben Sie eine Erklärung?

Das hängt einfach damit zusammen, dass Reiche in Deutschland insgesamt negativer gesehen werden als in den USA oder Großbritannien. Dieses Sündenbock-Denken hat in Kontinentaleuropa eine unguete Tradition. Es geht

bis in die Frühe Neuzeit zurück. Wer war schuld, wenn eine Pest ausbrach? Das waren die Hexen oder die Juden. Wenn man bei komplexen oder undurchschaubaren Ereignissen etwas nicht erklären kann, braucht man einen Schuldigen. Das waren und sind dann immer Minderheiten, heute ist es oft die Minderheit der Reichen. In der Finanzkrise war es der „gierige Banker“.

Wie gehen hierzulande die Medien mit der reichen Oberschicht um?

Überaus kritisch, und das nicht nur in Meinungsbeiträgen, sondern auch in nachrichtlichen Artikeln. Da werden Überschriften und Texte toleriert, die für andere Gruppen nicht durchgehen. Nur ein Beispiel: „Zur Hölle mit den Reichen“, lautete im „Spiegel“ die Überschrift eines Beitrags von Jakob Augstein über die sogenannten *Paradise Papers*. Man stelle sich mal vor, wenn irgendwo die Überschrift stünde „Zur Hölle mit den Schwulen“ oder „Zur Hölle mit den Juden“. Das ist zum Glück nicht vorstellbar. Aber bei

den Reichen wird das kritiklos hingenommen.

Die Medien sind wieder einmal die Schuldigen?

Es handelt sich um Vorurteile, die sowieso vorhanden sind und die von den Medien verstärkt werden.

Kann man diese Einstellung politischen Lagern zuordnen? Sind Linke kritischer gegenüber Reichen?

Nicht nur. Die antireiche-, die antikapitalistische Position ist auch bei Rechten verwurzelt, bei Wählern der AfD. Übrigens gilt das auch für viele Intellektuelle. Wenn die im Laufe ihres Lebens von ganz links in eher konservative Einstellungen wandern, ändern sich viele ihrer Meinungen. Aber das antikapitalistische Ressentiment und die hyperkritische Sicht auf die Reichen bleibt bei vielen. Offenbar gehört das zur Identität der Intellektuellen.

Wie reagieren Normalverdiener, wenn Reiche ihr Vermögen verlieren?

Nach der Studie habe ich verstanden, warum das Wort „Schadenfreude“ aus dem Deutschen kommt – die Briten haben ja den deutschen Begriff von uns übernommen. Wir haben gefragt: „Wenn ich höre, dass ein Millionär mal durch ein riskantes Geschäft viel Geld verloren hat, denke ich: Das geschieht dem recht.“ Deutschland war das einzige Land, in dem die Zahl derer, die das so empfinden, größer war als die, die das abgelehnt haben.

Nach einer TV-Gesprächsrunde über gesellschaftliche Ungleichheit schrieb ein Zuschauer ins Gästebuch: „Niemand kann Milliarden erarbeiten. Keine Tätigkeit ist soo viel wert.“ Was antworten Sie diesem Zuschauer?

Ein solches Argument entspringt dem Angestelltendenken. Wenn der Angestellte mehr Geld haben will, muss er mehr arbeiten. Mit seinem Erfahrungshintergrund stellt er einen proportionalen Zusammenhang her zwischen dem Schweiß, den einer vergießen muss, und dem Geldbetrag, den er so verdienen kann. Dieses Denken hat aber in der Welt des Unternehmers gar nichts zu suchen. Bei ihm ist der Gewinn die Belohnung für Kreativität, für eine gute Idee, für Wagemut. Da spielt der Zeiteinsatz kaum eine Rolle.

Finden Sie es nicht moralisch fragwürdig, wenn die Geschwister Quandt für das Geschäftsjahr 2018 bei BMW eine Dividende von einer Milliarde Euro erhalten?

Bei den meisten Erben halbiert sich das Vermögen von Generation zu Generation. Das ist die Regel. Wenn einer das Ererbte nicht erhalten oder ausbauen kann, wird seine Familie das auch wieder verlieren. Wenn es aber einer schafft, das Vermögen zu bewahren oder gar zu vermehren, wie die Quandts das getan haben, dann hat er das Geld auch verdient.

Das heißt: Die Quandt-Geschwister haben bei BMW die richtigen Leute an die Spitze gesetzt, und dafür gebührt ihnen diese fürstliche Entlohnung?

Wenn ein Unternehmen so erfolgreich ist wie BMW, dann wird ja nicht nur Nutzen für die Erben geschaffen, sondern für die ganze Gesellschaft.

Tröstlich für die Nichtreichen ist der Umstand, dass die Quandts wegen der zusätzlichen Milliarde auch nicht besser leben als vorher schon. Sie mehrt nur ihr Vermögen, verbessert nicht den Lebensstandard.

Das Geld wird reinvestiert, etwa in Aktien, *Private Equity* oder Immobilien. Es liegt ja nicht unter dem Kopfkissen. Und damit kommt es der Gesellschaft wieder zugute.

Trügt der Eindruck, dass die Kritik an der Vermögenskonzentration zunimmt, in Medien und Politik?

Nein, so ist es. Auf der ganzen Welt wächst die Kritik, auch in den USA, wo etliche Kandidaten der Demokraten bis zu 70 Prozent Steuern fordern, oder in Großbritannien mit Jeremy Corbyn von Labour oder in Frankreich mit seinen Gelbwesten.

Die Kritik erfolgt ja nicht grundlos. Die Kluft zwischen oben und unten wird größer, vor allem in den USA.

Die ungleiche Verteilung zwischen Arm und Reich ist mir vollkommen egal. Ich interessiere mich für das Schicksal der Armen. Und was ist da passiert? Niemals zuvor sind in der Menschheitsgeschichte so viele Menschen in so kurzer Zeit von bitterster Armut in die Mittelschicht aufgestiegen. Allein in China waren das etwa 850 Millionen. Von 88 Prozent, die noch vor 30 Jahren in extremer Armut lebten, ist der Anteil auf unter ein Prozent gesunken. Gleichzeitig ist dort aber auch die Ungleichheit ge-

stiegen, weil es nun etliche Millionäre und Milliardäre gibt. Bei meinen Vorträgen in China frage ich regelmäßig meine Zuhörer, wem es heute besser geht als früher. Alle heben dann die Hände. Keiner will zurück zur Mao-Zeit, nur weil die Chinesen da gleicher waren.

Wie wäre es denn, wenn die Politik diese Kritik mit einer höheren Erbschaftsteuer zu mindern versucht? Erben hat ja in einer Wettbewerbsgesellschaft nichts mit Leistung zu tun.

Die Kritik wird auf diese Weise nicht verstummen. Es ist den Kritikern nie genug. Wenn die Erbschaftsteuer auf 70 Prozent steigt, werden 80 Prozent gefordert. Das ist dann ein Prozess des *Never-enough*, bis man bei 99 Prozent angelangt ist. Je gleicher es wird, umso mehr empfinden die Menschen die verbleibende Ungleichheit als schreiende Ungerechtigkeit.

Mit einem Wort, wir müssen die ungleiche Vermögensverteilung hinnehmen, weil das marktwirtschaftliche System die Menschheit in ihrer Gesamtheit zu immer besseren Lebensverhältnissen geführt hat?

Vor 200 Jahren, als der Kapitalismus startete, lag der Anteil der Armen weltweit bei 90 Prozent. Bis heute ist er auf zehn Prozent gesunken. Und die Hälfte dieses Rückgangs ereignete sich in den vergangenen 35 Jahren. Die Starken und die Reichen brauchen gar keinen Kapitalismus. Diese Spezies würde sich in allen Systemen durchsetzen. Die Armen sind die, die den Kapitalismus so dringend brauchen.

Herr Zitelmann, vielen Dank für dieses Gespräch

Den Director's Cut des Interviews lesen Sie auf www.bilanz.de.